21 Illustriertes Sonntagsblatt 1901

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Fortsetzung.)

11. Unliebsame Erörterungen.

Lord Culwarren bewohnte mit seiner Familie eine Reihe der schönsten Zimmer des Hotel Pomona, von denen man eine herrliche Aussicht auf den im Sonnenlicht tausendfarbig glitzernden Arnofluß und auf die prächtigen Gärten von Florenz hatte, in denen Myrten- und Citronenbäume wuchsen und Rosen- und Orangenblüten süßberauschenden Duft spendeten. An der reichbesetzten Frühstückstafel ihres Speisezimmers saß Lady Culwarren mit Lily Osprey und Miß Paget. — Während sie sich eifrig fächelte, erging sie sich in Lobpreisungen des reizvollen Lebens im Süden und bedauerte, es nicht früher gekannt zu haben, sie wäre dann jedes Jahr für einige Monate nach Italien gegangen.

„Ich finde es hier entzückend," sagte sie, „und ganz besonders gefallen mir die Cascinischen Gärten, in denen man des Abends so gemütlich spazieren gehen kann, als wäre man bei sich zu Hause. Doch, wo bleibt Philipp? Er ist in der letzten Zeit recht unpünktlich geworden. Bitte, Lily, klingle für den Diener."

Als derselbe erschien, erfuhr Lady Culwarren, daß ihr Sohn die ganze Nacht ausgeblieben war.

„Schon das zweitemal in dieser Woche!" rief sie ärgerlich. „Das werde ich nicht länger dulden. Wo treibt er sich nur herum?"

„Wahrscheinlich hat er Bekanntschaften gemacht, mit denen er sich amüsiert," bemerkte Miß Paget ruhig. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich nicht darauf achten, Mylady."

„Wie? Ich soll mich darum nicht sorgen, wenn mein einziger Sohn die Nächte durchschwärmt und vielleicht irgendwo ermordet, niedergestochen wird? — Freilich, Sie können das Gefühl einer Mutter nicht verstehen."

„Das ist wahr, aber Philipp hat Ihnen neulich erst erklärt, er sei ein Mann und könne für sich selbst sorgen. Hat er nicht im Grunde recht?"

„Vielleicht ja!" seufzte die Gräfin. „Aber haben Sie nicht auch bemerkt, wie er sich verändert hat? Er bleibt halbe Nächte lang fort, weicht allen Fragen aus, die ich an ihn stelle, ist blaß und elend und hat keinen Appetit. Das sind deutliche Zeichen —"

„Von was?"

„Nun, von Lebensüberdruß und geheimem Kummer. Ich weiß auch recht gut die Ursache. Lily ist schuld!"

„Ach, Tante!" fuhr das Mädchen erschrocken auf.



„Hurra! Es langt zur Pfingstreise!" Von C. v. Bergen. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl in München.)

„Ja, Du! Hieltest Du Dein Versprechen, würdest Du ihn schnell zurückgewinnen. Ich tadle meinen armen Jungen nicht, denn nur Deine Unfreundlichkeit hat ihn soweit gebracht."

„Verzeihung, liebe Tante, aber Du irrst Dich," widersprach Lily. „Philipp und ich haben verschiedene Male über die Sache gesprochen; er verlangt nicht, daß ich ihm eine Zuneigung heuchle, die ich nicht empfinde; daß ich ihn wie eine Schwester liebe, weiß er und ist damit zufrieden."

„Das ist nicht wahr!" brauste die Lady auf. „Freilich, wenn Du so wenig Selbstgefühl hast, Philipp zu sagen, daß Du diesem namenlosen Antony, der Deine Liebe obendrein verschmäht, noch immer nachseufzst —"

„O Tante," unterbrach Lily sie leidenschaftlich, „Du bist grausam gegen Tony und mich! Du zwingst mich mit Deinen Worten, Dir zu erklären, daß ich Antony nicht vergessen kann, eben weil er namenlos und vergessen ist, und daß ich nur ihn liebe."

„Undankbares Geschöpf!" rief die Gräfin zornbebend. „Wenn Du Dich so benimmst, werde ich Philipp raten, eine andere mit der Grafenkrone zu beglücken, — Du bist es nicht wert! Ah, da kommt er selbst!"

In der That erschien in diesem Augenblick der junge Lord auf der Schwelle. Er sah müde und übernächtig aus, war aber augenscheinlich in bester Stimmung, denn seine neuen Freunde ließen ihn vorläufig schlauerweise noch gewinnen. Die Damen nachlässig begrüßend, warf er sich in einen Lehnsessel und bat Miß Paget um eine Tasse Kaffee.

„Hungrig bin ich nicht!" fügte er hinzu.

„Du bist jetzt niemals hungrig, Philipp!" bemerkte die Gräfin nicht ohne Gereiztheit. „Seit wir hier sind, scheinst Du allen Appetit verloren zu haben. Du wirst Dich auf diese Weise bald zu Grunde richten."

„Pah! Hättest Du mich heute früh um vier Uhr Beefsteak essen und Champagner trinken sehen, Du würdest das nicht sagen!"

„Um vier Uhr morgens? Welch unpassende Zeit! Und wann kamst Du nach Hause?"

„Vor einer halben Stunde. Ich war bei meinem Freunde eingeschlafen und wachte erst um zehn Uhr auf. Wie spät ist es denn jetzt?" fuhr er gähnend fort. „Schon Mittag! Was fangen wir heute an?"

„Wir gehen in den Palast Farnese," erklärte seine Mutter in strengem Ton, „und für Dich, denke ich, wäre es das beste, Dich schlafen zu legen."

„Hm, das werde ich vielleicht thun. Keine Briefe gekommen?"

„Nur die Zeitungen. Du hast mir aber noch nicht gesagt, mit wem Du gegessen hast."

„Das kann Dich doch nicht interessieren," meinte der Lord, die



Zeitung entfaltend. „Wenn ich Dir auch den Namen sage, Du kennst die Leute ja nicht.“

„Ich möchte es aber wissen. Hoffentlich verkehrst Du mit niemanden, dessen man sich zu schämen brauchte.“

„Gewiß nicht; — es sind ja Landsleute von mir.“

„Warum führst Du sie dann nicht bei mir ein? In Gardenholm thatest Du es doch stets.“

„O, das war etwas anderes!“ lachte der Graf. „Wenn Du jedoch diese hier mit aller Höflichkeit auch in Gardenholm empfangen willst, so werde ich sie Dir bringen.“

„Du thust entsetzlich geheimnisvoll,“ rief die Gräfin ärgerlich. „Jeden Abend gehst Du fort und sagst mir nicht einmal, mit wem Du Deine Zeit verbringst. Ist das ein schickliches Betragen?“

„Vielleicht nicht!“ gab Philipp mit leisem Gähnen zu. „Bedenke aber, daß ich kein Schulknabe mehr bin, den Du am Gängelbande führen kannst, sondern ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, der das Leben genießen will. Und wenn ich Dir den Namen meiner Freunde verschweige, so habe ich meine Gründe dafür: Du würdest mich todquälen, sie aufzugeben.“

„Also räumst Du ein, daß sie nicht besonders ehrenwert sind.“

„Keineswegs! Nur Du würdest es vielleicht denken.“

„Ich werde mich des Urteils enthalten, aber nenne mir ihre Namen.“

„Gut, — vergiß jedoch nicht, Mutter, daß ich mein eigener Herr bin, daß ich nach meinem Gutdünken leben will und daß, wenn Du mich wegen meiner Freunde quälen wirst, ich mich in ein anderes Hotel einlogiere und euch Damen euch selbst überlasse.“

„Natürlich, lieber Junge,“ willigte die Gräfin ein, deren Neugier aufs höchste erregt war. „Ich weiß ja, daß Du für Dich selber sorgen kannst und will Dich in Deinen Vergnügungen durchaus nicht stören. Ich möchte nur wissen, wer Dir hier in der Fremde so gefallen hat, daß Du ihre Gesellschaft so häufig aufsuchst.“

„Nun wohl, — meine besten Freunde in Florenz, die ich weder Dir, noch jemand anderem zuliebe aufgeben würde, sind Antony Melstrom und Oliver Fosbrooke. „So, nun weißt Du es!“ Und damit griff Philipp ruhig wieder zu seiner Zeitung.

Die Gräfin war bleich geworden, als sie die Namen hörte, und ihre Ueberraschung war so groß, daß sie nicht gleich eine Erwiderung fand, sondern sprachlos auf ihren Sohn starrte.

Miß Paget saß bewegungslos da, aber sie atmete schwer und drückte die Hand auf das stürmisch pochende Herz.

Lily jedoch sprang ungestüm auf. „Antony ist in Florenz? Und Du hast ihn gesehen, Philipp?“ rief sie, während flammende Röte ihr Gesicht bedeckte.

„Reg' Dich nicht auf, Lily!“ erwiderte der Graf in kühlem Tone. „Wenn er auch hier ist, Du wirst ihn sicher nicht zu sehen bekommen.“

„Das glaube ich auch nicht!“ bestätigte die Lady, die endlich die Sprache wieder gefunden zu haben schien. „Wenn Dein Vetter auch aus Gutmütigkeit mit Antony verkehrt, Du wenigstens sollst keine Gelegenheit haben, und das erstemal, daß dieser Mensch unseren Weg zu kreuzen wagt, verlasse ich sofort die Stadt.“

Mit diesen Worten erhob sich die Gräfin, raffte die Falten ihres Gewandes zusammen und verließ in stolzer Würde das Zimmer.

„Philipp, ich fürchte, Sie haben Ihre Mutter sehr erzürnt,“ wandte sich die Gesellschafterin an den jungen Lord, der ruhig in der Zeitung weiterblätterte.

„Ich kann nichts dafür, Miß Paget! Sie wissen gar nicht, wie ich mich über das Wiedersehen mit Tony gefreut habe. Ich werde nie aufhören, ihn als Bruder zu betrachten.“

„Das ist sehr edel von Ihnen, Philipp! Wollen Sie mir sagen, wie es ihm geht? Er war ja früher, gleich Ihnen, mein Zögling.“

„Nun, es scheint ihm gut zu gehen, wenigstens führt er mit seinem Freunde Fosbrooke das lustigste Leben und vergnügt sich jeden Abend im Theater oder im Klub bei Wein und Kartenspiel.“

„Hoffentlich führt ihn das nicht zu Ausschweifungen! Und auch Sie, lieber Philipp, amüsieren Sie sich nach Herzenslust, aber hüten Sie sich vor schlechter Gesellschaft! In der Fremde weiß man oft nicht, mit wem man verkehrt. Gegen Ihre Mutter aber seien Sie nachsichtig, — sie lebt ja nur für Ihr Glück und Ihr Wohlergehen!“

„Aber sie braucht mich nicht beständig zu bevormunden. Wenn ich Antony an der einen und Fosbrooke an der anderen Seite habe, kann mir doch wahrhaftig nichts zustoßen!“

Die Gesellschafterin erwiderte nichts darauf, sondern verließ schweigend mit Lily das Zimmer, um sich für die von der Gräfin beabsichtigte Spazierfahrt anzukleiden.

Bisher hatte Lily sich tapfer beherrscht; als sie aber mit Miß Paget allein war, verlor sie die mühsam behauptete Fassung.

„Mein armer Tony!“ klagte sie. „Ihm so nahe zu sein und ihn doch nicht sehen und sprechen zu können!“

Ihre Gefährtin suchte sie zu beruhigen. „Mein liebes Kind,“ sagte sie, liebkosend über das blonde Haar des Mädchens streichend, „was hättet ihr von einer Begegnung? Es würde für euch beide nutzloser Kummer sein.“

„Aber ich liebe ihn so sehr!“

„Still, still! Versuche diese Gefühle zu unterdrücken, Du darfst Antony doch nie heiraten.“

„Und warum nicht?“

„Muß ich Dir die bittere Wahrheit nochmals wiederholen? Der arme Junge hat weder einen Namen noch eine Familie; er ist daher keine passende Partie für die Nichte der Gräfin Culwarren und Deine Tante würde nie ihre Einwilligung zu eurer Heirat geben.“

„Dann werde ich überhaupt nicht heiraten. Ich liebe nur Antony, und kann ich nicht seine Frau werden, so will ich keinem anderen angehören. Wenn ich ihn nicht offen lieben darf, so werde ich es heimlich thun — bis zum Tode!“

„Gott segne Dich, Du gutes Kind!“ erwiderte Miß Paget tief bewegt, einen Kuß auf die Stirne des jungen Mädchens drückend.

12. Mutter und Sohn.

Die Caseinischen Gärten waren an diesem Abend geöffnet, und in dichten Scharen strömten die Fremden wie Einheimischen hin, um in den von bunten Lampions erleuchteten Wegen zu lustwandeln, oder den Klängen der ausgezeichneten Musikkapelle zu lauschen.

Auch Lady Culwarren hatte sich mit den Ihrigen hinbegeben, ihr gefiel das lebhafte Treiben der Menge außerordentlich, und sie betrachtete es mit großem Interesse, weil es ihr ebenso neu wie unterhaltend war.

Der junge Lord hatte seine Mutter begleitet, benutzte aber die erste Gelegenheit, sich zu entfernen und eine Dame zu begrüßen, die durch ihre auffallende Toilette und ihr extravagantes Benehmen allgemein bekannt war.

„Nun, wo ist Philipp hin?“ rief die Gräfin, als sie seine Abwesenheit bemerkte. „Vor einer Minute sprach er noch mit mir. Haben Sie ihn nicht gesehen, Miß Paget?“

„So viel ich bemerkt habe, hat er eine Dame angeredet; unter den vielen Menschen ist er mir aber aus den Augen gekommen.“

„Wenn es nur nicht eine seiner schlechten Bekanntschaften ist! Sie wissen gar nicht, Miß Paget, wie sehr ich mich immer um ihn sorge! Er ist so jung und die Versuchungen der Welt sind so groß.“

„Er ist aber doch älter wie Antony,“ bemerkte die Gesellschafterin.

„O, nennen Sie diesen Namen nicht in meiner Gegenwart,“ zürnte die Gräfin. „Antonys schlechtes Beispiel allein ist schuld an Philipps Verirrung; er hat ihn zum Spiel verführt und große Summen verlieren lassen. Erst gestern habe ich es erfahren, als Philipp sich eine neue Geldsendung aus England verschrieb.“

„Das thut mir leid zu hören, und Sie müssen hier schleunigst Einhalt thun, denn der junge Lord ist leider etwas schwach und nachgiebig. Ich kann mir aber nicht denken, weshalb Antony ihn zum Spielen verleitet haben sollte.“

„Wer denn sonst? Sie sind ja täglich zusammen und mein armer Junge wird von ihm zu Grunde gerichtet werden. O, da ist Philipp!“ unterbrach sie sich plötzlich. „Wahrhaftig, er spricht mit jener extravaganten Person! Da muß ich einschreiten. Komm, Lily!“

Sie eilte rasch vorwärts, während Miß Paget zurückblieb und sich ermüdet auf einer abseits stehenden Bank niederließ.

Die Gräfin glaubt wirklich, ich hätte kein Verständnis für ihre Sorgen,“ murmelte sie leise vor sich hin, den Kopf in die Hand stützend. „Was würde sie anfangen, wenn sie meinen Kummer zu tragen hätte? Sie kann nicht einen Tag ohne ihren Sohn sein, während mich eine ganze Lebenszeit von meinem Kinde trennt! O, ich weiß nicht, wie ich diese Qual länger aushalten soll. Wenn ich ihm alles sagte! Doch nein — um meines toten Bruders, um der Familienehre willen muß ich schweigen und ausharren bis ans Ende.“

So grübelnd, bemerkte sie nicht, wie sich jemand näherte und vor ihr stehen blieb. Erst als sie ihren Namen rufen hörte, erhob sie den Kopf und erblickte — Antony Melstrom, der ihr die Hand zum Gruße entgegenstreckte.

„Miß Paget, haben Sie kein freundliches Wort für mich?" fragte er, als sie in der ersten Verwirrung des unerwarteten Wiedersehens stumm stehen blieb. „Sind auch Sie gegen mich wie die übrigen?"

„O nein, nein, Antony!" erwiderte sie, hastig seine Hand ergreifend. „Glaube das ja nicht! Ich bleibe Deine Freundin — so lange ich lebe."

„Aber wie kommt es, daß Sie sich hier in Florenz befinden? Haben Sie Lady Culwarren verlassen?"

„Nein, ich bin mit ihr hierhergekommen. Und Du hast Deinen Bruder — ich meine den Grafen — gesehen?"

Antony schlug die Augen nieder. „Ja," versetzte er langsam, „ich habe ihn gesehen, aber ich wußte nicht, daß Sie und seine Mutter mit ihm sind. Die Ursache seines hiesigen Aufenthaltes ließ mich jede Frage vermeiden."

Der junge Mann hatte sich neben sie gesetzt. „Mit Ihnen, liebe Miß Paget, kann ich wohl frei reden," begann er in vertraulichem Ton. „Sie wußten ja längst, wie ich zu Lily stand und haben gewiß Teilnahme für mich gehabt, als meine Hoffnungen so jäh zerstört wurden. Meine bittere Enttäuschung habe ich nämlich zu überwinden gesucht, aber bis heute konnte ich es Philipp nicht verzeihen, welche Rolle er in der Sache gespielt hat. Und deshalb, als wir uns hier wieder begegneten und er von neuem mit mir anknüpfte, stellte ich ihm die Bedingung, daß er nie seine Frau gegen mich erwähnen dürfe."

„Seine Frau, Antony? Er ist ja gar nicht verheiratet."

„Wie? Lily nicht die Seine? Wer ist denn in der Fremdenliste Lady Culwarren?"

„Nun natürlich seine Mutter, die mit ihm, Lily und mir den Winter im Süden zubringen will."

„Wann werden sie dann heiraten?"

„Wenn Du Lily und Lord Culwaren meinst, so glaube ich fast, daß es nie geschehen wird."

„Sie sind nicht verlobt?"

„Nein."

Das Wort war ihr unwillkürlich entschlüpft, und sie erschrak über die Wirkung, die es auf den jungen Mann neben ihr ausübte. Antonys Augen leuchteten plötzlich hoffnungsfreudig auf und mit tiefem Aufatmen rief er: „Gott sei Dank!"

„Warum sagst Du das, Tony?" fiel Miß Paget rasch ein. „Du kannst ja doch niemals um Lily werben. Verzeih, lieber Junge, daß ich so offen mit Dir rede, aber ich halte Dich für zu stolz, zu ehrenhaft, als daß Du, ein namen- und vermögensloser Mann, ein Mädchen an Dich ketten würdest, das um Deinetwillen ihre Familie und ihre Freunde opfern müßte. Denn glaube mir, Lady Culwarren wird nie ihre Einwilligung geben, und so lange sie lebt, hast Du keine Aussicht, Lily zu gewinnen."

„Seien Sie dessen nicht zu sicher, Miß Paget," entgegnete Antony mit neu erwachtem Mut. „Wenn ich auch jetzt nichts bin, so wird das nicht immer so sein. Ich werde mir einen Namen machen, ich werde arbeiten und Geld verdienen, und sobald ich dies Ziel erreicht habe, hole ich Lily unter den Augen der Lady fort und mache sie zu meinem Weibe."

„Welch thörichter Gedanke!" seufzte die Gesellschafterin. „Du thätest besser, das Mädchen zu vergessen. Der Hügel des Glückes ist schwer zu erklimmen, Antony, und die heiße Leidenschaft der Liebe verwandelt sich nur zu oft in tote Asche."

„Wollen Sie mich auch im Stiche lassen, Miß Paget?" sagte der junge Mann in vorwurfsvollem Ton. „Wenn Sie herzlos und gleichgültig gegen mich werden, so verliere ich die letzte Freundesseele, die mir geblieben war."

„Antony!" Es klang wie ein Aufschrei aus tiefster Seele. „Was würde ich darum geben, könnte ich Deinen Herzenswunsch erfüllen!"

„Dann raten Sie mir nicht, daß ich vergessen soll. Ich liebe Lily, und diese Liebe wird nie enden! Sie haben vielleicht niemals die Macht der wahren Liebe gekannt, sonst würden Sie nicht so sprechen."

„O Antony, Du weißt nicht!" stieß sie hervor, sich aber rasch besinnend, fuhr sie ruhiger fort: „Verzeih, wenn ich Dich kränkte. Ich wollte ja nur Dein Bestes!"

„Vielleicht haben Sie recht," versetzte der junge Mann nachdenklich, „ich würde weniger leiden, wenn ich nie wieder ihren Weg kreuzte. Aber so schlecht sie mich auch behandelt haben, ich kann den Gedanken noch nicht abschütteln, daß ich zu ihnen gehöre. Warum war man so hartherzig gegen mich, Miß Paget? Bin ich nicht in Gardenholm aufgewachsen? Hielt ich nicht den Grafen für meinen Bruder, Lady Culwarren für meine —. Doch nein, ich werde sie nie bei diesem geheiligten Namen nennen. Keine Mutter hat ihren Sohn so grausam beschimpft, so tief gekränkt. Ich würde lieber das Los meiner eigenen Mutter, die gewiß längst im Grabe ruht, geteilt haben, als erst in Luxus und Ueberfluß zu leben und dann wie ein Bettler hinausgeworfen zu werden. O, was gäbe ich in meiner jetzigen Verlassenheit darum, besäße ich noch eine Mutter, an deren Herzen ich eine Zuflucht fände!"

„Antony!"

„Sie haben Mitleid mit mir, Miß Paget, das weiß ich, und ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Nicht wahr, nun raten Sie mir nicht mehr, Lily aufzugeben?"

„Nein, mein Junge! Folge der Stimme Deines Herzens, vielleicht wird es Dir besser ergehen, wie einst mir. Nun halte Dich von Lady Culwarren fern!"

„Selbstverständlich! Doch wo ist Lily? Wann könnte ich sie allein treffen?"

„Diese Frage darf ich Dir nicht beantworten, Antony. Die Lady hat mir ihre Nichte anvertraut, und ich kann unmöglich eine Zusammenkunft zwischen euch ohne ihr Vorwissen gestatten."

„Dann muß ich mich auf meinen eigenen Scharfsinn verlassen, Miß Paget," erwiderte Antony, sich erhebend. „Und nun leben Sie wohl und seien Sie versichert, daß ich Ihnen für alle Güte, die Sie mir einst und jetzt bewiesen haben, von Herzen dankbar bin. Ob wir uns noch einmal sehen werden, weiß ich nicht, aber ich wünsche in diesem Augenblick, ich wäre wieder Ihr kleiner Tony, den Sie morgens und abends so liebevoll küßten."

Er neigte sein hübsches Gesicht zu ihr nieder, während er sprach, und von einem plötzlichen Impuls getrieben, zog Miß Paget ihn an sich, ihn fast leidenschaftlich auf die Stirne küssend.

„Mein Knabe, mein Liebling," flüsterte sie, „sei stark, hüte Dein Herz und laß Dich nie zu unrechten Dingen verleiten! Denke, wenn die Versuchung naht, was Deine arme Mutter wünschen würde, was Du thätest. Und nun möge Gott Dich segnen!"

Sie riß sich von ihm los, als fürchte sie, ihre Selbstbeherrschung zu verlieren und entfernte sich hastig auf einem Seitenwege.

Halb verwundert schaute Antony ihr nach, dann schlug er, leise vor sich hinpfeifend, die Richtung nach der Stadt ein. Was er von Miß Paget gehört, hatte ihn augenscheinlich in die beste Stimmung versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

In Versuchung.

Erzählung von Gustav Fasterding.

(Nachdruck verboten.)

1.

Da, wo die von dem kleinen Bade Nordhofen nach Osten führende Landstraße am Rande eines ausgedehnten Buchenwaldes die Eisenbahn kreuzt, war der Mittags-Schnellzug eben vorübergesaust und der Verkehr wieder frei. Die Barrière wurde geöffnet, und der Gendarm, der eine kurze Zeit auf seinem Pferde davor gehalten, konnte seinen Ritt fortsetzen.

„Nun, wie sieht's aus, Brambach? Die Frau noch nicht besser?" rief er dem ihn begrüßenden Bahnwärter zu.

„Danke für die gütige Nachfrage, Herr Wachtmeister," erwiderte der Angeredete. „Es geht noch immer nicht zum besten. Vorhin war der Doktor da. Die Krankheit selbst, sagt er, wäre gehoben; ihr fehlte jetzt nur gehörige Pflege. — Denken Sie nur hin, ein Mann in meinen Verhältnissen und gehörige Pflege!"

„Ja, Brambach, wenn man so die Stube voll Kinder hat und dazu noch ein schmaler Gehalt, dann kann man keine kranken Leute brauchen. — „Na, nur den Mut nicht sinken lassen! Unser Herrgott verläßt einen ehrlichen Menschen nicht."



Ein schmerzliches Lächeln überflog Brambachs Lippen. „Hm, gar mancher Spitzbube ist viel besser daran als ich," gab er bitter zur Antwort.

„Und doch wett' ich drauf, daß Sie nicht in seiner Haut stecken möchten," entgegnete der Gendarm, indem er sein Pferd antrieb.

Nach einigen Schritten machte er wieder Halt.

„Warten Sie mal,“ begann er von neuem, „haben Sie nichts von Wiesener gehört oder gesehen?“

„Von Wiesener?“ fragte der Bahnwärter erstaunt.



General von Schwarzhoff †. (Mit Text.)

„Ja, ja, von Ihrem Vorgänger. Er soll sich hier in der Gegend aufhalten.“

Brambach zuckte die Achseln. „Kann ja sein, daß er seine Verwandten aufgesucht hat. — Seine Frau ist nicht weit von hier zu Hause. Aber zu mir kommt der doch nicht! Er weiß wohl, ich bin nicht gut auf ihn zu sprechen, der Leichtfuß.“

Zu der Zeit, wo Wiesener als Bahnwärter hier am Uebergange wohnte, war Brambach nicht weit von seiner jetzigen Station als Hilfs-Bahnwärter angestellt, und er kannte daher jenen recht gut.

„Er hat sich wohl was zu Schulden kommen lassen, daß Sie sich nach ihm erkundigen?“ fügte er hinzu.

„Ja, so ist es. Haben Sie denn noch nichts davon gehört. Er ist mit ein paar tausend Thalern durchgegangen und wird steckbrieflich verfolgt. Man vermutet, daß er sich verborgen hält, vielleicht bei Verwandten, oder, was wahrscheinlicher, bei einem seiner alten Freunde hier in der Gegend, und daß er die erste beste Gelegenheit abwartet, um mit seinem Raube ins Ausland zu entkommen.“

„O, dieser Nichtsnutz!“ rief Brambach aus. „Da wundert man sich, daß ein Jahr um das andere hinging, ohne daß man was Schlimmes von ihm hörte. Aber bei so einem Menschen kommt die Schlechtigkeit über kurz oder lang doch wieder zum Ausbruch. Die steckt nun mal drin.“

„Na, die Streiche werden ihm wohl wieder für einige Zeit vergehen. Ich denk', ich fass' ihn noch,“ meinte der Gendarm augenzwinkernd mit zuversichtlichem Kopfnicken.

Der Bahnwärter verzog ungläubig den Mund.

„'s ist ein durchtriebener Kerl, den haben Sie noch lange nicht!“

„Hm, abwarten!“ entgegnete der Wachtmeister pikiert und warf dabei voll Selbstbewußtsein den Kopf in den Nacken. „Ich setze natürlich voraus, daß er wirklich hier herum steckt. Ist das aber der Fall, dann komm' ich ihm schon auf die Fährte, und hab' ich die erst 'mal — —. Nun, gute Besserung für Ihre Frau! Will mal hinüber nach Billingen. Da werd' ich wohl was hören.“



Lungenheilanstalt Sandbach im Odenwald. Aufnahme von Chr. Herbst, Hofphotograph, Worms. (Mit Text.)

Damit legte er die Hand grüßend an den Helm und ritt weiter.

Der andere schritt seiner Wohnung zu. — Das Bahnwärterhäuschen war wegen seiner Entfernung von den Nachbarorten zum Aufenthalte für eine Familie eingerichtet. Brambach trat in das kleine Stübchen. Die beiden ältesten Kinder waren noch auf dem Heimwege von der Schule, das jüngste schlief, und die beiden andern, fahl und hohläugig wie ihr Vater, spielten mit nackten Füßen und in dürftigem Anzuge auf dem rauhen Fußboden.

Barfuß und ärmlich gekleidet waren sie auch früher gewesen; doch jetzt — —! Diese Löcher, diese Fetzen an den kleinen, schon so oft geflickten Röckchen!

Während der Krankheit seiner Frau besorgte Brambach selbst den Haushalt, unterstützt, so gut es eben ging, von den beiden Aeltesten, — schwachen Kindern, die selbst noch so sehr der mütterlichen Pflege bedurften. Er plagte sich redlich, der arme Mann, indes die Thätigkeit der Mutter vermochte er doch nicht zu ersetzen.

Die Kranke schlief. Mit traurigem Blicke beugte sich Brambach über ihr Lager und horchte besorgt auf ihren Atem.

Sie schlummerte ruhig. Aber dieses kleine, abgezehrte Gesichtchen und diese blasse, durchscheinende Haut! — — O, hier fehlte noch viel, noch unendlich viel bis zur völligen Genesung!

Ein paar Thränen stahlen sich dem schwer geprüften Manne in die Augen. Leise schlich er sich wieder von dannen und drückte sachte die Thür zu. Dann setzte er sich auf die Holzbank vor dem Hause.

„O, die arme, arme Frau!“ seufzte er vor sich hin. „Ja, Pflege, gute Pflege, die thäten ihr not. Dann würde sie sich auch wohl wieder erholen. Aber so — —!“

Krampfhaft, als vermöchte die schwielige Hand die sein Gehirn abmarternden Sorgen zu vertreiben, rieb er sich die Stirne und wischte die immer wieder hervorbrechenden Thränen aus seinen Augenwinkeln.

Der arme Brambach! O, wie hatte er das so ganz anders geträumt, als er vor zehn Jahren mit seiner jungen Frau hier seine Heimstätte aufschlug!

Einem jungen Paare, das eben mit vollen Segeln in den Hafen der Ehe einläuft, pflegt der Himmel so wie so voll Baßgeigen zu hängen, und für Brambachs knüpften sich an den Einzug in das Häuschen am Walde erst recht frohe Erwartungen.

Daß sie so hübsch einträchtig, glücklich und zufrieden zusammen leben würden, nun, das verstand sich für sie ohnehin von selbst. Sie kannten sich ja von Kindesbeinen auf. Waren sie doch Nachbarskinder, hatten miteinander gespielt, zusammen die Schule besucht und waren immer ein Herz und eine Seele gewesen, erst kindlich unbewußt, dann, als sie größer geworden, mit dem immer deutlicheren Gefühle, daß sie einander gut, ja, sich so recht innig zugethan seien. Und als dann der Heinrich fort mußte zu den Soldaten und sie sich unter den drei alten Lindenbäumen draußen vor dem Dorfe zum Abschiede die Hände gereicht, traurig und mit hervorquellenden Thränen im Auge, da war's auf einmal mit voller Gewalt über sie gekommen, und es war ihnen klar geworden, daß nichts in der ganzen weiten Welt sie zu trennen vermöchte, sondern daß sie zusammen gehörten, einerlei, ob nah oder fern. Und da hatte er seine Anna zu sich herübergezogen in seine Arme, an seine pochende Brust, und sie hatten sich umschlungen und aneinander gepreßt, Herz an Herz und Mund an Mund, und hatten sich's gelobt mit den heißesten, heiligsten Schwüren, daß sie

nun und nimmer von einander lassen, nein, daß sie einander gehören wollten auf immer und ewig.

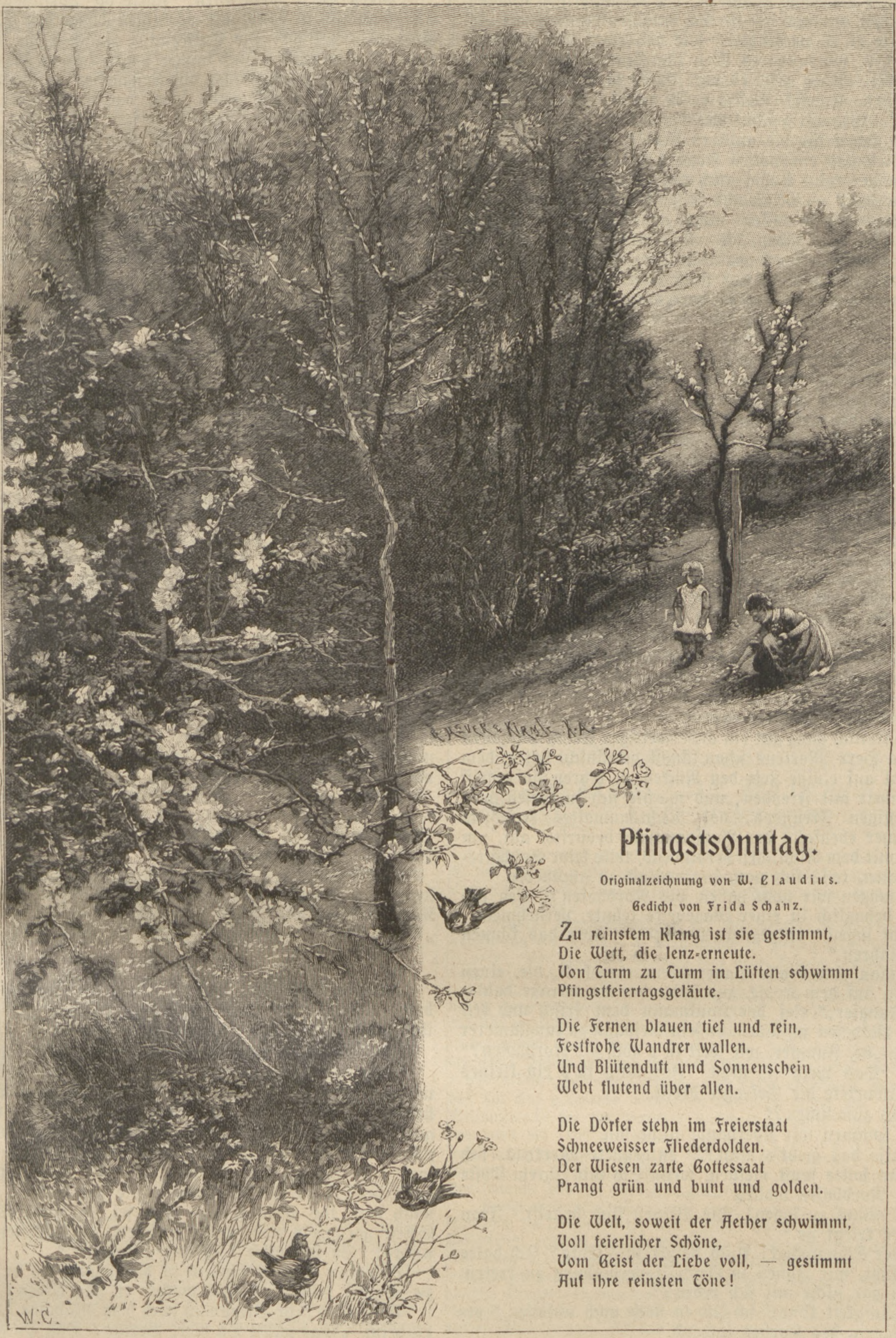
Vermögen besaßen sie zwar beide keins, aber sie waren ja noch jung und hatten ein paar kräftige Arme, waren an Arbeit gewöhnt und arbeitsfroh, und als daher Brambach gleich nach seiner Beförderung zum Bahnwärter seine Anna heimführte, da hofften sie zuversichtlich, in ihrem Häuschen nicht nur ein trauliches, sondern mit der Zeit sogar ein ganz behagliches Dasein zu führen. Ließ sich ja doch durch Fleiß und durch Sparsamkeit, durch die Bewirtschaftung einigen Landes und das Halten des einen oder anderen Stückes Vieh das Einkommen des Mannes nicht unbeträchtlich vermehren, und zudem erfreute sich ihr neues Heim in der ganzen Umgegend des Rufes als einer wahren Herberge des Glückes, von deren Insassen, so lange man das Dampfroß am Nordhofer Walde hätte vorüberschnauben sehen, sich noch keiner über die Gunst des Schicksals hätte beschweren können, vorausgesetzt, daß er sie nicht selbst in schnöder Weise verscherzt hatte.

Namentlich galt das von Brambachs Vorgänger Wiesener, dem die Laune des blind wählenden Zufalles einen ganzen Haufen Geld, einen Anteil an dem großen Lose, in den Schoß warf.

Aber Wiesener war ein leichtsinniger Mensch. Nachdem er den lästigen Eisenbahndienst quittiert, begann für ihn eine geradezu tolle Zeit. Er machte sich lustige Tage, wo und wie er nur konnte, zechte und spielte bis zum Morgengrauen und trieb mit seinen guten Freunden, deren Zahl sich im Handumdrehen ganz erstaunlich vermehrt hatte, Kurzweil und Unfug aller Art. Dann zog er, des Lebens auf dem Lande müde, mit dem Reste seines Vermögens in die Residenz, wo er als Besitzer eines Cigarrenladens an einer der verkehrsreichsten Straßen auftauchte. Vom Geschäfte hatte der ehemalige Bahnwärter nun freilich weiter keine Kenntnis als diejenige, welche er sich in früheren Jahren als Ausläufer eines Delikateßwarenhändlers in einer größeren Provinzialstadt angeeignet; indes als gewandter, und sich rasch in neue Verhältnisse schickender Mensch hätte er sich doch bald hineinarbeiten und sich eine gesicherte Existenz verschaffen können. Aber sein unverbesserlicher Leichtsinn machte eben alles zu Schanden. Nichts, was die Großstadt an Zerstreuungen bot, ließ er ungekostet, und so hatte man denn in kurzer Zeit das alte Ende vom Liede. Die Kunden des feinen Ladens an der Friedrichsstraße fanden diesen eines Tages verschlossen: Wiesener war bankerott, hatte nichts mehr und war nichts mehr und mußte herzlich froh sein, als er nach vielen vergeblichen Bemühungen an seinem neuen Wohnort endlich eine Stelle als Bureaudiener in einer Maschinenfabrik erhielt.

Hatte Brambach unrecht, wenn er im Hinblick auf solch ein leichtfertiges Wesen mit seinem Schicksale haderte? Wie brav hatte er sich dagegen nicht immer geführt? Und welchen Mühen und Entbehrungen hatte er, hatte seine Frau sich nicht unterzogen? Wie hatten sie nicht gesorgt und geschafft und das Ihre zu Rate gehalten — und wozu? Nur um nicht unterzugehen in dem Kampfe ums Dasein! Die hübschen Luftschlösser, die sie einst in thörichtem Wahne gebaut, waren verweht und wie Nebel zerronnen, die schönen Hoffnungen, womit sie in die Ehe getreten, — die hatten sie schon längst zu Grabe getragen!

Ja, zu Grabe getragen! — — Aus der Ferne, von dem Kirchlein drüben auf dem Berge, ertönte das Mittagsgeläute. Es war die Kirche von Walborn, dem Pfarrdorfe Brambachs. Seine Ge-



Pfingstsonntag.

Originalzeichnung von W. Claudius.

Gedicht von Frida Schanz.

Zu reinstem Klang ist sie gestimmt,
Die Welt, die lenz-erneute.
Von Turm zu Turm in Lüften schwimmt
Pfingstfeiertagsgeläute.

Die Fernen blauen tief und rein,
Festfrohe Wandrer wallen.
Und Blütenduft und Sonnenschein
Webt flutend über allen.

Die Dörfer stehn im Freierstaat
Schneeweisser Fliederdolden.
Der Wiesen zarte Gottessaat
Prangt grün und bunt und golden.

Die Welt, soweit der Aether schwimmt,
Voll feierlicher Schöne,
Vom Geist der Liebe voll, — gestimmt
Auf ihre reinsten Töne!

danken schweiften nach der sonnigen Höhe hinüber. Auf zwei kleinen Holzkreuzen in der Nähe der Kirchhofmauer war auch der Name seiner Familie zu lesen. Auf den Gräbern eines Knaben von sechs Jahren und eines kleinen Mädchens, das nur ein Alter von wenig Monaten erreicht, erhoben sich diese unscheinbaren und ärmlichen Erinnerungszeichen elterlicher Liebe.

O, mit welch tiefer, schmerzlicher Trauer hatte ihn nicht der Verlust dieser seiner Lieblinge, zumal der des blondlockigen Knaben, seines Erstgeborenen, damals, als sie ihm entrissen wurden, erfüllt! Noch heute konnte er es nachfühlen, wie das Herz ihm geblutet, wie ein unendliches, unnennbares Weh ihm krampfhaft die Kehle zusammengeschnürt. Aber ach, es war ihnen ja wohl dort oben in der dunklen Erde Schoß! Sollte er sie wieder zurückwünschen zu den übrigen? Wehmütig schüttelte Brambach das Haupt.

„Hätt' ich zu leben für die anderen fünf!"

Acker und Vieh und ein volles Haus hatte er früher gehofft. O, es dünkte ihn der reine Hohn, auch nur daran zu denken! Was war daraus geworden? — Mißwachs, Viehsterben, widrige Schicksale aller Art hatten ihn betroffen: nichts als eine ununterbrochene Reihe von Leiden, — von Leiden, die möglicherweise noch nicht einmal zu Ende, die vielleicht noch gar nicht ihren Höhepunkt erreicht. — O, wen in aller Welt hätte das nicht gebeugt und kleinmütig gemacht? Es war doch ein gar zu hartes, zu trauriges Los!

2.

Sechs Stunden später, einige Zeit, nachdem Brambach, um seine Strecke zu begehen, sich vom Hause entfernt, kam ein Zweispänner in der Richtung von Walborn dahergerollt.

Dem einen von den beiden Insassen der Kutsche, einem dicken, glattrasierten, dunkelhaarigen Herrn, der das Fuhrwerk lenkte, hätte man nach dem mit schwarzem Wachstuch überzogenen Kästchen, das er neben sich auf dem Bocke stehen hatte, für einen Geschäftsreisenden, gemeinhin Reiseonkel genannt, halten können. Jedoch, um Irrtum und Mißverständnis von vornherein zu verhüten, wollen wir unsern Lesern nur gleich rundweg erklären, daß sie mit dieser Annahme, wenn auch nicht geradezu auf dem Holzwege, so doch nicht vollkommen im Rechte gewesen wären.

Herr August Mertens reiste nämlich allerdings wirklich in Geschäften, aber nicht in fremdem Dienst und Auftrage, sondern für eigene Rechnung. Als Inhaber einer ganz bedeutenden Tuchwarenfabrik in D., dessen Vermögen auf Hunderttausende geschätzt wurde, hielt er sich zwar einen eigenen Geschäftsreisenden; aber weil dieser vor kurzem nicht unbedenklich erkrankt war, so hatte er für diesmal dessen Vertretung übernommen.

Es hätte sich freilich ganz gut ein anderweitiger Ersatz beschaffen lassen; allein, da Herr Mertens schon längst gewünscht hatte, dem Comptoir einmal auf einige Zeit den Rücken zu kehren, so ergriff er diese Gelegenheit mit Freuden, und machte sich in Gesellschaft seines lebenslustigen Freundes, des Rechtsanwaltes Friedrich Schmölder, welcher ebenfalls der Ausspannung bedurfte, auf, um das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, teils seine Geschäftsfreunde aufzusuchen, teils sich nach Herzenslust zu amüsieren.

„Wie weit mögen wir noch haben bis Nordhofen?" ließ sich Schmölder, der behaglich in einer Wagenecke lehnte, vernehmen.

„Kann's nicht sagen," entgegnete Mertens. „Aber das können wir ja leicht erfahren."

Eben hatte man eine dralle Bauerndirne eingeholt, die, einen Korb mit Birnen auf dem Kopfe, zur Seite der Landstraße dahinschritt. „He, Jungfer," rief der Kaufmann dem frisch und keck dreinschauenden Mädchen zu, indem er sein Gespann zu langsamerer Gangart anhielt, „he, Jungfer, wie weit ist's noch bis Nordhofen?"

„Für Sie? Das weiß ich nicht. Für mich ist's ein kleines Stündchen," antwortete die Gefragte dreist.

„Und für uns zusammen?"

„Zusammen kommen wir überhaupt nicht hin."

„Hm, hm, also das giebt's nicht?!" entgegnete Mertens, sich räuspernd. „Man sollte sonst meinen, wenn Sie mit Ihrem Obste heute noch nach Nordhofen wollen — — —"

„O, das hat nichts zu sagen! Die Birnen sind bestellt. Frau Justizrat Müller kriegt sie."

„Hol' mich der Schnappsack! Auch damit ist's Essig? Ich hatte nämlich die Absicht, mit Ihnen in Geschäftsverbindung zu treten. Lassen Sie denn gar nicht mit sich reden?"

„Na, 'ne Kleinigkeit könnt' ich Ihnen doch noch ablassen," erwiderte die Trägerin des Korbes lachend.

„Das ist recht von Ihnen. Brav so! Kleine Gefälligkeiten erhalten die Freundschaft."

„Wie viel wollten Sie denn?"

„O, das findet sich schon. Stellen Sie Ihre Ware nur erst mal hin."

Mertens hielt an mit seiner Kutsche. Dann erfaßte er einen der Henkel des Korbes und zog diesen zu sich herüber. Aber war's Zufall, war's Ungeschick oder Absicht — infolge eines Ruckes mit seinem Arme kollerten ein paar von den hübschen Früchten zur Erde und rollten weiter, dem Chausseegraben zu.

Das Mädchen bückte sich, um sie wieder aufzulesen. In demselben Augenblicke aber trieb der Lenker des Fuhrwerks die Pferde an, hieb mit der Peitsche auf sie ein, und dahin jagten die Braunen, daß die Birnen in dem Korbe hopsten wie ein Kork auf dem Wasser.

„Mein Korb, mein Korb!" schrie die Dorfschöne auf und setzte sich gleichfalls in Trab, mit mächtigen Sätzen den Flüchtlingen nach. Aber was half's? Die Entfernung zwischen ihr und der Kutsche ward immer größer, und immer lauter lachten die Herren, die mit Hutschwenken, Händewinken und Kußhänden die Gefoppte verhöhnten.

„So, nun mag's genug sein; das arme Ding ist jetzt genug geuzt," sagte Mertens, indem er sein wackelndes Bäuchlein hielt und die schnaubenden Pferde, die eben das Bahngeleise überschritten, zum Stehen brachte.

Feuerrot wie eine Pfingstrose kam das Mädchen herangekeucht.

„Oho, sachte, sachte! Nur nicht so hastig!" bedeutete Mertens die Ungestüme, die ziemlich unsanft den Korb vom Bocke zu heben versuchte. „Sie wollen doch wohl nicht noch mal welche fallen lassen und mir die Gäule wieder scheu machen? Ein Glück für Sie, daß Unkraut nicht vergeht; sonst hätten Sie uns auf dem Gewissen."

„Ach was, das sind keine Späß!" erwiderte das Mädchen.

„Nanu, Sie sind mir doch wohl nicht gar böse, liebes Kind?"

„Na, böse gerade nicht — — —"

„Aber gut auch nicht? — — — Oh — — —!!"

Mertens machte ein paar ganz verliebte Aeuglein und gab seinem Gesichte einen recht schmerzlich-wehmütigen Ausdruck.

„Nun, hoffentlich besinnen Sie sich doch noch eines Besseren und gewinnen es über sich, beim Anblicke dieses Konterfeis sich meiner Person — —"

Schmölder lachte laut auf. Das Bild, welches Mertens soeben seiner Brieftasche entnommen und das er mit komischer Verbindlichkeit dem Mädchen hinhielt, kannte er ganz genau; hatte er es doch selbst erst vor wenig Tagen dem Freunde zum Geschenke gemacht: es war die Photographie eines Mannes, der in einem damals anhängigen berüchtigten Prozesse eine große Rolle spielte und der sich durch eine geradezu seltene und im höchsten Grade auffallende Häßlichkeit auszeichnete.

Eine noch größere Heiterkeit aber bemächtigte sich seiner, als er in das Gesicht der Dirne sah, die, anfangs wirklich geneigt, auf den Scherz des ausgelassenen Mannes einzugehen, durch den Anblick der über alle Maßen greulichen Physiognomie fast erschreckt, ganz verdutzt zurückfuhr. Ja, es schien beinahe, als wollte sie jetzt wirklich böse werden, zumal da auch Mertens die angenommene Maske von Ernst und Würde nicht zu behaupten vermochte. Doch dieser lenkte rasch ein.

„Nun, nichts für ungut!" sagte er. „In Ermangelung von etwas Trinkbarem verspeise ich diese edle Frucht hier auf Ihr Wohl. Und weil eine Liebe der anderen wert ist, so behalten Sie dies da zum Andenken!"

Das Gesicht des Mädchens erheiterte sich wieder. — Lachend steckte die Jungfer das dargereichte Geldstück ein, schwang den Korb auf den Kopf, und nachdem sie sich mit einem freundlichen „Danke schön" verabschiedet, setzte sie ihren Weg rüstig fort.

3.

„Wohin willst Du, Vater? Darf ich nicht mit?" rief Brambachs zweitältestes Töchterchen dem Bahnwärter nach, indem es ihm dicht hinter seiner Wohnung in den Wald nacheilte.

Zaghaft kamen dem Kinde die Worte über die Lippen.

Eben von seiner Strecke zurückgekehrt, war der Vater so merkwürdig aufgeregt gewesen und mit ganz seltsamen Blicken im Hause herumgegangen, hatte alle Thüren geöffnet und in alle Löcher geguckt, in allen Winkeln gekramt und alle Schubfächer durchstöbert und seinen Kindern immer so unwirsch Antwort gegeben. Ueberall waren sie ihm zu viel gewesen, überall hatten sie ihm im Wege gestanden. Und als die Mutter, die seit einigen Stunden wieder wach war, ihn gefragt, was denn sei, da hatte er verdrießlich die Stirn gerunzelt und unter heftigem Kopfschütteln gesagt: „Ach, nichts! So laß mich doch nur gewähren!"

Und nun ging er hinaus in den Wald, wo er doch gar nichts zu schaffen hatte. — Was mochte er nur haben?

Aergerlich fuhr Brambach nach dem Mädchen herum und schickte es heim. „Was willst Du hier, Bertha? Daß Du Dich nicht unterstehst und mir nachläufst! Weißt Du nicht, was Du thun sollst?"

Traurig ließ die Kleine das Köpfchen hängen und schlich beklommen von dannen. Sonst durfte sie den Vater doch immer begleiten.

Brambach ging weiter, wohl ein paar hundert Schritt weit, überall spähend und prüfend. — Lange schien er nicht zu finden, was er suchte. Jetzt endlich hatte er es. Da, dicht neben dem alten, vermoderten Baumstumpfe, aus dessen Mitte ein junges

Stämmchen emporschoß, lag ein bemooster Steinblock. Der entsprach seiner Absicht. Es war ein gewaltiges Felsstück. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte stemmte er sich dagegen und wälzte es beiseite. Darauf öffnete er die Knöpfe seines Rockes in der Brustgegend und zog etwas darunter hervor, legte es in die Vertiefung, welche die Schwere des Steins in den Boden gedrückt hatte, und deckte diesen so behutsam wie möglich darüber.

Heftig zusammenzuckend blickte er sich um. Ein Geräusch hatte ihn erschreckt. Es kam ihm so vor, als hätten Zweige in der Nähe geknackt. Er strengte seine Augen an. Es war niemand zu sehen. Vielleicht war's nur ein Eichhörnchen, das in einer der Buchen sein Wesen trieb. Und doch war es ihm, als hörte er Schritte eines Menschen, Schritte, die sich nach der Landstraße, nach dem Walde an deren anderen Seite zu, verloren.

Lauschend blieb er noch eine Weile bei dem Steine stehen. — Dann kehrte er wieder in seine Wohnung zurück.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Schneider in London.

Von Damian Gronen. (Nachdr. verb.)

Der Herzog Ernst II. zu Sachsen-Gotha und Altenburg (geb. 1745, gest. 1804) zog sich nach dem Tode seines ältesten Sohnes immer mehr vom Leben zurück. Zuweilen entriß er sich jedoch der Einsamkeit und machte einen Ausflug nach England. Von einer dieser Reisen nach London teilen wir nachstehendes Ereignis mit.

Der Herzog wußte, daß sein Generalsuperintendent Storch in Cranichfeld (damals altenburgisch) in London einen Bruder hatte, der Schneider war, und ließ den Superintendenten fragen, ob er etwas an diesen Bruder ihm mitgeben wolle; er wolle es gern besorgen. Der Superintendent benutzte die gnädige Aufforderung und übersandte einen Brief und ein kleines Päckchen.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in London, wo der Herzog am Hofe als ein naher Verwandter sehr in Anspruch genommen war, gedachte er des mitgenommenen Briefes und Päckchens an den Schneidermeister Storch, und übersandte ihm beides mit einem gnädigen Gruße durch seinen Kammerdiener.

Der Schneider, hocherfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzoge anfragen, ob er ihm nicht seine Aufwartung machen und seinem Landesherrn mündlich für die Gnade danken dürfe.

Einem Schneider eine besondere Audienz zu geben, dünkte dem Herzog doch seltsam, und so fiel seine Gutmütigkeit auf den Ausweg, sich einen Anzug zu bestellen. Zur bestimmten Stunde fuhr eine schöne Equipage vor, ein Livreebedienter öffnete den Schlag, ein sehr eleganter Herr stieg aus, und dem Herzoge, der ihn vom Fenster aus hatte aussteigen sehen, wurde der zum Maßnehmen beorderte Schneider gemeldet.

Verwundert ließ der Herzog ihn eintreten und sah sich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anstande ehrfurchtsvoll begrüßt, der sich ihm als der Bruder des Generalsuperintendenten Storch in Cranichfeld vorstellte.

Der Mann gefiel dem Herzog, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erkannte bald, daß er einen feingebildeten Mann vor sich habe. Nach längerer Unterredung kam der Herzog auf seine Bestellung, und daß er sich wolle Maß nehmen lassen.

„Das ist bereits geschehen," erwiderte der Schneider.

„Wieso?" fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe Ew. Durchlaucht Gestalt mir angesehen," versetzte der Meister, „und weiter bedarf es nichts; ich hafte dafür, daß alles aufs beste passen soll."

Hierauf entfernte er sich mit ehrerbietiger Bescheidenheit.

Das war dem Herzoge noch nicht vorgekommen; aber er staunte noch mehr, als am folgenden Morgen der Schneider mit dem fertigen Anzuge vor ihm stand, und alles so paßte, als ob ihm auf das genaueste Maß genommen wäre.

„Wie ist das möglich," rief der Herzog, „daß Sie mit dem Anzuge schon fertig sind?"

„Wenn Ew. Durchlaucht mir die Gnade erweisen wollen, mein Etablissement in hohen Augenschein zu nehmen, so werden Sie sich bald überzeugen, wie es möglich ist. Ich treibe mein Geschäft fabrikmäßig, jeder meiner Arbeiter hat seine bestimmte Aufgabe, und so geht es schnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Ew. Durchlaucht nicht unangenehm, eine solche Einrichtung kennen zu lernen."

Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an, und war noch mehr überrascht, als der Meister ihn daneben zum Mittagsmahle einlud, wobei er versicherte, daß Se. Durchlaucht eine Hochderselben nicht unwürdige Gesellschaft finden würde. Der Herzog sagte freundlich zu, und der Schneider entfernte sich erfreut, aber nicht mit dem Ausdrucke, als ob ihm dies etwas Außerordentliches sei.

Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog vor der Schneiderwerkstatt, einem ansehnlichen Gebäude, vor, und wurde vom Schneider ehrerbietig empfangen. — Er führte ihn in seine reiche Tuchniederlage und dann in die großen mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen jeder zu einem besonderen Teile einer Kleidung bestimmt war. Der Herzog bewunderte die sinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in seiner Gegenwart zugeschnitten, durch die verschiedenen Räume wanderte und im letzten nach einigen Stunden, die er im Etablissement verweilte, ihm als ein fertiges Kleid vorgelegt wurde.

Als es Zeit zur Tafel war, führte der Schneider seinen hohen Gast über einen üppig mit seltenen blühenden Pflanzen geschmückten Spielplatz, in ein zweites schönes Haus, das mit der Front auf eines der elegantesten Viertel hinausging. Hausflur und Treppe waren mit kostbaren Teppichen bedeckt, und der Herzog trat in eine Reihe geschmackvoll und schön möblierter Zimmer und fand hier ein Gesellschaft von Personen, die er kannte, weil er sie mit seinem Besuche beehrt hatte; die angesehensten Staatsmänner und Gelehrten, deren Namen der Schneider durch die Diener des Herzogs ausgekundschaftet hatte, und dann auch einige Mitglieder der Schneiderinnung, die aber im Aeußeren und im Betragen von den übrigen Gästen nicht zu unterscheiden waren. Speisesaal und Tafel waren aufs glänzendste geschmückt, und Mahl, Wein und Bedienung ließen den Herzog nichts vermissen, so daß er sich bald ganz behaglich fühlte.

Den Toast, den der Wirt auf den humanen Herzog ausbrachte, erwiderte dieser mit dem auf die ehrsame Schneiderinnung in London. Nach der ziemlich lange dauernden und sehr belebten Tafel unterhielt er sich noch einige Zeit mit dem bescheidenen Wirte und dankte ihm für die belehrenden und angenehmen Stunden.

Am folgenden Tage ließ sich beim Herzog eine Deputation der Schneiderinnung melden. Er nahm sie an und die bei dem Mahle des vorigen Tages anwesenden Meister, den gestrigen Wirt an der Spitze, traten ein und dankten dem Herzog in der Innung und ihrem Namen für die Ehre, die er ihnen an dem Tische eines ihrer Mitglieder erwiesen, und ersuchten ihn, das Ehrendiplom der Innung gnädigst anzunehmen. Dieses Ehrendiplom war prachtvoll in Purpursamt gebunden und reich verziert, ein wahres Kunstwerk, das sie dem Herzoge auf einem Samtkissen überreichten.

Der Herzog fand sich dadurch geehrt und zeichnete seinen Namen mit der goldenen Feder, die ihm dargeboten wurde, in das Mitgliederverzeichnis ein. Er erinnerte sich dieses Erlebnisses später stets mit großem Vergnügen und mochte gern davon erzählen.



„Hurra! Es langt zur Pfingstreise!" Unser reizendes Bildchen von C. von Bergen weckt fröhliche Erinnerungen aus der Kindheit auf, wo man auch noch zur Großmutter fuhr, deren Pfingstkuchen immer besser schmeckte, wie der zu Hause.

General von Schwarzhoff †. Die deutsche Armee hat durch die Verunglückung des General v. Schwarzhoff in Peking einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der genannte General war beim Brande des Kaiserpalastes in Peking, bei welcher Gelegenheit der Feldmarschall Graf Waldersee nur mit Mühe einem grauenvollen Tode entging, zunächst den Flammen entronnen; jedoch hat er beim Wiederbetreten der Brandstätte, woselbst er sich an den Rettungsarbeiten beteiligen wollte, noch nachträglich seinen Tod gefunden. Der General, in der Heimat zuletzt Kommandeur der 33. Infanterie-Brigade in Altona, war bei seiner Ernennung zum Stabschef Waldersees bereits als Kommandeur der 1. ostasiatischen Infanterie-Brigade nach China unterwegs. General v. Schwarzhoff hat eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich. Zeitweise war er Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Paris. In Stuttgart, wo er von 1894 bis 1897 als Generalstabschef des 13. (württ.) Armeekorps weilte, steht der glänzende Offizier in lebhafter Erinnerung. — Auf der Friedenskonferenz im Haag war General v. Schwarzhoff der militärische Vertreter Deutschlands und hat dort eine große Rolle gespielt.

Lungenheilanstalt Sandbach im Odenwald. Am 22. März wurde zu Sandbach im Odenwald die erste hessische Bürgerheilstätte, die „Ernst-Ludwig-Heilstätte", eröffnet, um die Pfleglinge der Invalidenversicherungsanstalt aufzunehmen. Die in herrlicher Gebirgsgegend, unweit der durch historische Reminiscenzen bekannten Burgruine „Breuberg" gelegene Anstalt vermag über hundert Kranke aufzunehmen und soll nur mit Männern belegt werden. Die Bauten, welche ca. $1^1/_2$ Millionen Mark kosten, sind mit den neuesten hygienischen Einrichtungen auf das fürsorglichste ausgestattet. Die Anstalt besitzt eigene elektrische Centrale für Licht- und Kraftanlagen, Dampfwäscherei, Dampfküche und Centralheizung. Zu der Anstalt gehört noch ein größerer Gebäudekomplex mit den Hallen für die freie Luftkur, Verwaltungsräume, Wohnungen der Schwestern, des Arztes und des Wartepersonals. Für die Bekämpfung der Lungentuberkulose ist somit eine weitere Anstalt durch die Invalidenversicherungsanstalt für das Großherzogtum Hessen entstanden, welche zum Wohl der unbemittelten Kreise der Arbeiterbevölkerung dienen und denselben die gleichen Hilfsmittel zur Bekämpfung der Tuberkulose bieten wird, wie solche bisher in der Hauptsache nur den wohlhabenden Klassen zu Gebote standen. Mögen der

Anstalt bei Bekämpfung der tückischen Krankheit die erhofften Erfolge beschieden sein, um den Pfleglingen nach Möglichkeit Gesundheit zu bringen und sie damit ihrer Familie und dem Erwerb wiederzugeben.

Aus der Insektenwelt. Die stets so regen, rot-, blau- oder grüngoldigen Laufkäfer (Carabus), welche gleich den Säugetieren an die Erde gebunden sind, da Mutter Natur ihnen den Flug versagte, indem sie ihnen wohl Flügel gab, aber zusammengewachsene, haben kein festes Heim wie die Spinnen, sondern müssen ein wahres Räuber- und Wegelagererleben führen, um ihre Existenz zu bestreiten. Stets munter und eilig und zu jeder Schandthat, an selbst ihnen an Größe weit überlegener Beute aufgelegt, ist ihnen auch alles willkommen. — Soeben hat ein solcher blaugepanzerter Gesell einen fetten Leckerbissen, einen über 20 Centimeter langen Regenwurm entdeckt, der, hervorgelockt durch einen leichten Regen, soeben im Begriffe ist, sich in seine unterirdischen Gemächer zurückzuziehen. Ein heftiges Ringen entsteht sofort, der Wurm wendet alle Kraft an, um zu entfliehen, — vergebens! Mit eiserner Schere hält der Käfer ihn mitten um den Leib fest, bis es gelungen, durch scharfes Zubeißen mit den kräftigen Kiefern den Körper des Gegners zu durchschneiden, worauf er mit der leckeren Beute sich in einen ruhigen Winkel begiebt, während der Wurm schleunigst, wenn auch schmerzvoll, die Erdoberfläche verläßt, seine Wunde der alles heilenden Natur überlassend, die ihm auch in kurzem die verlorenen Glieder nachwachsen läßt.



Der Laufkäfer (Carabus). (Mit Text.)

ALLERLEI

Die Verkörperung des Sieges. A.: „Warum wird denn der „Sieg“ immer in der Figur eines Weibes bildlich dargestellt?“ — B.: „Das wirst Du begreifen, wenn Du einmal verheiratet bist.“

Gute Ausrede. Arzt: „Sie leiden an Schlaflosigkeit? Hm! Essen Sie 'ne Kleinigkeit, bevor Sie zu Bett gehen.“ — Patient: „Aber, Herr Doktor, Sie haben mir ja neulich gesagt, ich sollte nichts vor dem Schlafengehen essen.“ — Arzt: „Ja, das war vor zwei Monaten; die Wissenschaft hat seitdem enorme Fortschritte gemacht.“

Alt-Spanien! Die Gräfin d'Aulnoy giebt in ihren Briefen die seltsamsten Schilderungen aus Spanien, wie sie unter Karl II. waren. Als sie eine vornehme Spanierin besuchte, fand sie die Damen mit unterschlagenen Beinen am Boden sitzen. Jede Dame hatte fünf bis sechs Reifen von Golddraht um den Leib und ein Dutzend Röcke von den schönsten Stoffen, die sie über einander trugen; dadurch erhielt jede das Ansehen einer Pyramide. Der ganze Oberkörper war mit Brillantrosen und Perlenschnüren bedeckt. Unbegreiflich war es, daß ihnen die Ohren nicht zerrissen von den Uhren, Edelsteinschließen und Schnallen, die sie daran hängten. Und das vorzüglichste Merkmal ihres Ranges war eine Brille, die um so größer sein mußte, je vornehmer der Stand war. Die Herren trugen Brillengläser von dem Umfang einer Hand. St.

Trararumgänger. Unter Trararumgänger bezeichnet man in der Gaunersprache die Postwagenräuber, die in früheren Zeiten häufiger auftraten als in der Gegenwart. Sie reisten meist als Handlungsreisende oder Kaufleute unter falschem Namen mit der Post, um in den Posthäusern und auf den Stationen wertvolle Poststücke zu erbeuten. Ein vielgenannter Trararumgänger war anfangs vorigen Jahrhunderts ein gewisser Karl Großjean, der lange Zeit in Frankreich und Deutschland diesen Zweig des Gaunertums betrieb, bis in Heidelberg eine Untersuchung gegen ihn eröffnet und er selbst nach Berlin zur Haft gebracht wurde, wo er sich in der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1814 in der Stadtvogtei an seinem Schnupftuch erhängte, noch ehe man ihn verhört hatte. — Auch der Postexpedient oder Sekretär a. D. Wasserlein gehörte zur Kategorie der Trararumgänger, welcher am 2. August 1858 durch sein dreistes Auftreten in Postinspektoruniform in einem Eisenbahn-Postbureau während der Fahrt zwischen Breslau und Berlin den ambulanten Postbeamten so zu imponieren wußte, daß sie ihm, statt nach seiner Legitimation zu fragen, zur angeblichen Revision eine Anzahl Postwertbeutel übergaben. Noch mehr aber muß er als frecher Betrüger gelten, der durch seine verwegene Anmaßung und Ausbeutung höherer Beamtenstellung den mehr an unbedingten Gehorsam gegen die Uniform als an eigenes Nachdenken und Aufblick gewohnten Subalternen zu imponieren verstand, und ein vereinzeltes Verbrechen beging, das weniger wegen der Größe des Betrages, als wegen seiner kulturhistorischen Bedeutung und wegen seiner raschen Entdeckung durch die Polizei merkwürdig erscheint. K.

GEMEINNÜTZIGES

Selleriesalat. Junge, große, schön weiße Selleriewurzeln werden recht sauber abgewaschen und in Salzwasser weich gekocht, bis man mit einer Spicknadel leicht hineinfahren kann. Dann schält man die Wurzeln, schneidet gleichmäßig runde dünne Scheiben davon, untermengt sie mit Oel, Essig, Salz und etwas Zucker, legt sie wohlgeordnet in eine Salatschüssel und verziert den Salat mit einem Kranz von Rotkohl oder Rapunzeln, oder auch mit Kartoffelsalat.

Entfernung von Flecken aus Fußböden. Man rühre weißen Thon mit heißem Wasser zu einem Brei an und streiche denselben heiß auf die öligen Stellen. Fügt man dem Brei etwas Essig bei, so wird seine Wirkung noch erhöht. Manche empfehlen auch eine Mischung von gebrannter Magnesia und Benzin, weil letzteres schneller verdunstet als Wasser. Sobald der Thon trocken ist, bürstet man ihn ab und der Flecken ist verschwunden.

Gegen Raupenfraß. Kaum ist der Frühling gekommen, so erscheint auch zugleich mit dem knospenden Grün die gefräßige Raupe. Um nun diese zu vernichten, kaufe man in einer Cigarrenfabrik Tabakstaub und bestreue damit die Pflanzen und Sträucher. Am besten ist es, wenn man nach dem Regen streut oder vorher tüchtig sprengt, damit der Staub nicht sogleich verfliegt. Um keine Maden in die Wurzeln der Pflanzen zu bekommen, streue man, bevor man pflanzt, in die Erde Tabakstaub, welcher die Maden tötet. Dieses Mittel ist äußerst billig und gut.

Behandlung der Spargelbeete. Vielfach haben die Besitzer von Spargelbeeten die Neigung, schon im zweiten Jahre nach der Pflanzung an den Beeten herumzustochern, um, wie sie sagen, die dicksten Pfeifen herauszustechen. Das ist aber grundverkehrt. Die Spargelstaude wird dadurch ungemein geschwächt und verliert durch diese unbedachte Störung des ganzen Wachstums, weil der Saft nicht zu gunsten der Spargelstauden arbeiten kann, wohl fünf bis zehn Jahre an Ertragsdauer. Man steche nie den Spargel vor dem dritten Jahre und dann auch nur die dicksten Pfeifen. Vom vierten Jahre der Anlage an kann regelmäßig gestochen werden; trotzdem ist es ganz gut, wenn alle fünf Jahre einmal der größte Teil der Pfeifen durchgeht, was zur Kräftigung des ganzen Beetes, wie auch zur leichteren Vertilgung des Spargelkäfers viel beiträgt, der seine Wohnung in dem Spargelstengel nimmt und sich von da in die Wände hineinfrißt. Durch Abschneiden des Krautes verhindert man das Eindringen des Käfers zur Krone des Spargels. Bei derartig guter Pflege kann man annehmen, daß der Spargel wohl runde zwanzig Jahre gut ertragsfähig bleibt, dann aber nachläßt; darum ist es gut, nach Verlauf von achtzehn bis zwanzig Jahren wieder neue Beete anzulegen.

Quadraträtsel.

B	B	E
H	M	O
O	O	O

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Eine Bezeichnung für Pöbel. 2) Einen Ausruf des Widerspruchs. 3) Einen heftigen Windstoß.

Charade.

Der Himmel schickt das Erst' hernieder,
In andrer Form zieht's zu ihm wieder.
Es prangt zur Sommerszeit das Zweite
In seinem duft'gen Farbenkleide.
Im Ersten findest du das Ganze
Als eine dir bekannte Pflanze.

Julius Falck.

Homonym.

Ich bin auf tiefen Stromeswogen
Dem Schiff zum Führer oft gemacht,
Laß als Geschmeide mich anlegen,
Glänz' so in Gold- und Silberpracht.

Dem, der verscherzt hat Ehr und Würde'
Legt man mich oft als Fessel an;
Ich trage manche Eisenbürde
Des Schiffes auf dem Ocean.

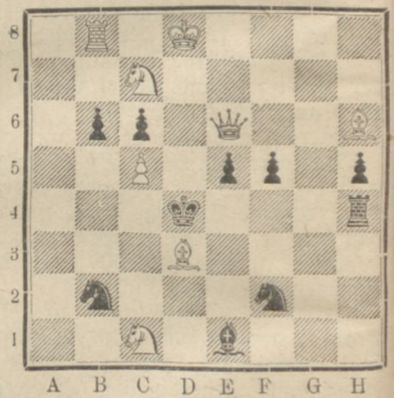
Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 9.

Von G. Haethkote.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Schachlösungen:

Nr. 7. D e 2—b 5 K e 5—d 4
S d 5—b 4 etc.
Nr. 8. S f 1—e 3 S c 3—d 5
D d 8—d 6 † etc.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Wildermuth, **I**mmi, **L**iter, **D**ruide, **E**milie, **R**euter, **M**ehul, **U**lme, **T**hule, **H**ull.
Wildermuth.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.